

"Netanjahu machen zu lassen, hilft den Juden nicht"

Die palästinensische Friedensaktivistin Faten Mukarker, aufgewachsen in Deutschland, hofft auf Versöhnung. Die bedingungslose Unterstützung für Israel sei ein Fehler.

Interview: Andrea Backhaus

5. September 2024, 15:55 Uhr

<https://www.zeit.de/politik/ausland/2024-09/nahostkonflikt-israel-palaestina-benjamin-netanjahu>

Faten Mukarker, 68, ist eine palästinensische Friedensaktivistin, Reiseleiterin und Autorin. Sie wurde in Bethlehem geboren und wuchs in Bonn auf. Als sie 19 war, kehrte sie ins Westjordanland zurück. Sie lebt mit ihrer Familie in Beit Dschala, einem Nachbarort von Bethlehem. Seit Jahrzehnten setzt sie sich für eine Verständigung zwischen Palästinensern und Israelis ein und hält regelmäßig Vorträge in Deutschland.

ZEIT ONLINE: Frau Mukarker, seit dem Hamas-Terror vom 7. Oktober sind die Gräben zwischen Palästinensern und Israelis tief wie nie. Glauben sie, dass eine Versöhnung trotz allem möglich ist?

Faten Mukarker: Wenn Deutsche und Juden das hingekriegt haben, dann kriegen wir das auch hin. Als Reiseleiterin habe ich viele deutsche Besucher durch Bethlehem geführt. Am Checkpoint haben die israelischen Soldaten die Deutschen immer sehr freundlich begrüßt, sie angelächelt und willkommen geheißen. Im Moment werden keine Touren gebucht, aber dieses Bild ist bei mir präsent. Es gibt mir Hoffnung, dass Israelis und Palästinenser eines Tages auch so miteinander umgehen können.

ZEIT ONLINE: Noch immer befinden sich etwa 100 israelische Geiseln in der Hand der Hamas. Derweil geht der Krieg in Gaza mit unverminderter Härte weiter. Wie kann es da eine Verständigung zwischen beiden Seiten geben?

Mukarker: Je länger der Krieg in Gaza anhält, desto schwieriger wird es. Was am 7. Oktober passiert ist, ist sehr schlimm, kein normaler Mensch kann das gutheißen. Die Täter müssen für ihre Verbrechen hart bestraft werden. Dafür zehn Monate lang den Gazastreifen zu bombardieren und ganze Familien auszulöschen, kann allerdings nicht die Antwort sein. Am härtesten trifft es die Kinder. Es gibt Tausende Waisenkinder in Gaza. Es ist gut möglich, dass sie, wenn sie älter sind, den Tod ihrer Eltern sühnen werden. Israel tut sich mit diesem Krieg nichts Gutes. Und auch die Länder, die Israel unterstützen, tun dem Land nichts Gutes.

ZEIT ONLINE: Seit Monaten ringen die Kriegsparteien unter Vermittlung der USA, Ägypten und Katar um ein Waffenstillstandsabkommen, bisher ohne Erfolg. Wie könnte Ihrer Ansicht nach ein Deal zwischen Israels Regierung und der Hamas erreicht werden?

Mukarker: Die Weltgemeinschaft ringt um einen Waffenstillstand, die Kriegsparteien selbst eher nicht. Israels Premier Benjamin Netanjahu jedenfalls hat kein Interesse daran, eine Einigung mit der Hamas zu erzielen. Man kann die Geiseln aber nicht aus Gaza rausbomben, sondern nur rausverhandeln. Das haben jetzt auch die Menschen in Israel verstanden.

ZEIT ONLINE: Woran machen Sie das fest?

Mukarker: In Tel Aviv protestieren derzeit Hunderttausende Menschen, um Netanjahu zu einem Deal mit der Hamas zu bewegen. Es hätte schon längst diesen gewaltigen Druck auf Netanjahu geben müssen. Viele Israelis haben erst jetzt wirklich begriffen, dass er sich nicht um das Leben der Geiseln schert. Die sechs Geiseln, die gerade tot in Gaza geborgen wurden, waren ein Kipppunkt. Die Familien der übrigen Geiseln wissen, dass sie, wenn sie jetzt nicht schnell ein Abkommen durchsetzen, auch ihre Angehörigen in Särgen zurückbekommen.

ZEIT ONLINE: Wie könnte es nach einem Waffenstillstand in Gaza weitergehen?

Mukarker: Die israelischen Truppen müssen aus dem Gazastreifen abziehen. Es müssen Nahrung und Medikamente zu den Menschen gebracht, die Krankenhäuser wieder funktionsfähig gemacht werden. Auch müssen die israelischen Soldaten sich vom Philadelphi-Korridor zurückziehen, der Pufferzone zwischen dem Gazastreifen und Ägypten. Dass Israel diesen Grenzabschnitt jetzt kontrolliert, ist eines der größten Hindernisse für ein Abkommen. Man könnte dort übergangsweise UN-Blauhelme oder Soldaten arabischer Länder stationieren, die dort erst einmal für Sicherheit sorgen. Ich fürchte nur, Netanjahu hat gar nicht vor, den Gazastreifen jemals wieder zu verlassen.

ZEIT ONLINE: Die deutsche Regierung steht unverrückbar an Netanjahus Seite. Sie kennen die Befindlichkeiten der Deutschen. Ihre Familie ist nach Bonn gezogen, als Sie ein Kleinkind waren, Ihr Vater hatte dort eine Stelle. Sie sind in eine deutsche Schule gegangen und sprechen fließend Deutsch. Wie blicken Sie jetzt auf Deutschland?

Mukarker: Ich erkenne Deutschland nicht wieder. Eine Lehre aus dem Holocaust sollte sein, dass man nicht wegschaut, wenn die Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Ein israelischer Bekannter hat zu mir gesagt: "Wenn die Deutschen uns wirklich lieben würden, würden sie nicht dabei zuschauen, wie uns die israelische Regierung in den Abgrund reißt." Netanjahu machen zu lassen, hilft den Juden und Jüdinnen nicht. Es führt nur dazu, dass sich die rechtsextremen israelischen Politiker noch länger an der Macht halten können, was den Friedensprozess erschwert.

"Es geht darum, sich für die Menschlichkeit zu entscheiden"

ZEIT ONLINE: Was sollte die Bundesregierung stattdessen tun?

Mukarker: Sie sollte ihrem Partner Israel die Wahrheit sagen.

ZEIT ONLINE: Die da lautet?

Mukarker: Dass Israels Politik das Land nicht sicherer gemacht hat. Die Menschen in Gaza waren die vergangenen 17 Jahre abgeriegelt und haben in unwürdigen Zuständen gelebt. Israel hat darüber entschieden, wer und was in den Gazastreifen rein und raus darf. Viele Menschen, die heute in Gaza leben, wurden 1948 aus anderen Orten vertrieben, sie sind Flüchtlinge im eigenen Land. Diese Wunde ist nicht verheilt. Gleichzeitig wurden im Westjordanland mehr und mehr Siedlungen gebaut. Israel muss wie andere Staaten auch das Völkerrecht achten. Und darauf aufbauend endlich einen anderen Weg einschlagen.

ZEIT ONLINE: Wie könnte dieser Weg aussehen?

Mukarker: Er muss dahin führen, dass beide Seiten, also auch die Palästinenser, in Würde leben können. Dieser Konflikt hält schon lange an und hat sich in den vergangenen Jahren zugespitzt. Die jungen Leute wachsen in einem Klima von Gewalt und Hass auf und sehen die jeweils anderen gar nicht mehr als Menschen. Die jungen Palästinenser nehmen Israelis nur noch als Siedler und Soldaten wahr. Und die jungen Israelis sehen die Palästinenser nur noch als Gewalttäter.

ZEIT ONLINE: Es braucht also erst einmal ein Anerkennen des Schmerzes auf beiden Seiten?

Mukarker: Ja. Ich habe viel über den Holocaust gelesen und war in Yad Vashem. Dort gibt es einen Raum, der an die etwa 1,5 Millionen jüdischen Kinder erinnert, die von den Nazis ermordet wurden. Wenn man dort durchgeht, sieht man die Bilder der ermordeten Kinder und hört eine Stimme, die sagt, wie die Kinder hießen und wie alt sie wurden. Ich habe noch nie so sehr geweint wie dort. Im

Moment frage ich mich: Warum gibt es für die palästinensischen Kinder kein Erbarmen und keine Empathie? Nach allem, was seit dem 7. Oktober passiert ist, kann die Frage nicht mehr lauten, ob man proisraelisch oder propalästinensisch ist. Es geht darum, sich für die Menschlichkeit zu entscheiden.

ZEIT ONLINE: Sind Sie noch mit Israelis in Kontakt?

Mukarker: Ja, ich habe einige Freunde von früher. Bis zum Jahr 2000 kamen ja viele Israelis nach Bethlehem, sie haben in unseren Restaurants gegessen, sind durch die Stadt gebummelt, haben bei uns eingekauft. Sie haben der anderen Seite ein menschliches Gesicht gegeben. Mit der zweiten Intifada war das vorbei. Ich habe den Kontakt zu meinen Bekannten aber nie abgebrochen. Es war mir immer wichtig, mit ihnen im Gespräch zu bleiben, auch jetzt, in dieser dunklen Zeit.

ZEIT ONLINE: Worüber sprechen Sie miteinander?

Mukarker: Nach dem 7. Oktober habe ich mich bei ihnen erkundigt, ob sie okay sind und wie es ihnen geht. Wir sprechen über Gaza. Sie schreiben mir auf WhatsApp etwa, dass sie hoffen, dass dieser schreckliche Krieg endlich ein Ende findet. Oder dass Gott uns vor all den Extremisten behüten soll, die das Sagen haben im Nahen Osten. Unser Kontakt ist so ehrlich und innig wie immer. Ich kann da schon unterscheiden zwischen israelischen Zivilisten und rechtsextremen israelischen Politikern wie Itamar Ben-Gvir.

ZEIT ONLINE: Als griechisch-orthodoxe Christin gehören Sie zu einer Minderheit in den Palästinensergebieten. Hat sich im Zusammenleben mit den muslimischen Nachbarn etwas verändert?

Mukarker: Nein. Wir kümmern uns umeinander und stehen füreinander ein. Wir Christen sind eine kleine, schwindende Minderheit. Wir machen nur noch etwa 0,8 Prozent der Bevölkerung im Westjordanland und in Gaza aus. Die meisten Christen leben in Bethlehem. Dieser Konflikt dreht sich aber nicht mehr um Nationalität und Religion. Er verläuft auf beiden Seiten zwischen den Hardlinern, die das Land für sich allein wollen, und Menschen, die bereit sind, für einen Frieden Kompromisse einzugehen.

ZEIT ONLINE: Die Hardliner haben in dem Konflikt die Oberhand, auch im Westjordanland. Dort gehen radikale jüdische Siedler brutal gegen die palästinensischen Bewohner vor. Und in den Flüchtlingscamps schließen sich immer mehr junge Leute militanten Gruppen an.

Mukarker: Die Menschen in den Lagern haben viel verloren: ihr Land, ihre Heimat. Sie waren einst stolze Bauern, die sich selbst versorgen konnten. Jetzt leben sie zusammengepfercht auf engem Raum und sind abhängig von Hilfsorganisationen. Dieses Trauma haben die Großeltern auf die Kinder und Enkel übertragen. Ich möchte das Verhalten militanter Palästinenser keinesfalls entschuldigen, nur verdeutlichen, wie bei einigen die Radikalisierung beginnt. Wenn der Vater getötet, das Haus in die Luft gesprengt und der Bruder ins Gefängnis gesteckt wurde, ist es vielleicht schwerer, Pazifist zu werden, als wenn man in Deutschland aufwächst. Wenn jemand keine Hoffnung und nichts mehr zu verlieren hat, fühlt er sich vielleicht eher von extremem Denken angezogen.

"Die Hamas lässt sich nicht mit Waffen bekämpfen"

ZEIT ONLINE: Die Hamas kontrolliert den Gazastreifen seit 2007 quasi diktatorisch und hat auch im Westjordanland viele Anhänger. Sie lässt kritische Palästinenser verfolgen und hart bestrafen. Wie kann man verhindern, dass die Hamas in einem künftigen palästinensischen Staat wieder so eine Macht bekommt?

Mukarker: Die Hamas lässt sich nicht mit Waffen bekämpfen. Die Hamas ist eine Ideologie, die man eindämmen muss. Das ist möglich, indem man die Lebensbedingungen der Palästinenser in Gaza und in den Camps im Westjordanland verbessert. Wenn es den Menschen gut geht, haben sie auch etwas zu verlieren. Und wenn es dann Wahlen gäbe, hätten sie keinen Grund, für die Hamas und ihre israelfeindliche Propaganda zu stimmen.

ZEIT ONLINE: Ihre Familie lebt seit Generationen in Bethlehem, das Trauma der Vertreibung haben Sie nicht erleben müssen. Trotzdem war Ihre Rückkehr 1975 ins Westjordanland vermutlich ein Schock. Wie haben Sie das erlebt?

Mukarker: Die Besatzung hatte 1967 begonnen. Sie war anfangs noch nicht so sichtbar. Wer ruhig blieb und sich nicht wehrte, hat nicht viel mitbekommen. Allerdings gab es von Anfang an Einschränkungen. Wir durften nicht mehr über Nacht in Jerusalem bleiben und mussten an die Israelis sehr hohe Steuern zahlen, ohne für unser Gemeinwesen etwas zurückzubekommen. In den Neunzigern errichtete Israel die Straßenblockaden und Checkpoints und begann 2002 mit dem Bau der Mauer – sie verläuft quer durch unseren Garten. Der Alltag heute ist beschwerlich, mit den Personenkontrollen, dem rationierten Wasser, der Landenteignung.

ZEIT ONLINE: Trotz der Beschwerlichkeiten haben Sie sich für die Friedensarbeit entschieden. Warum?

Mukarker: Jemand muss damit anfangen. Wir können nicht warten, bis die Politiker eine Lage schaffen, die Verständigung ermöglicht, sondern wir müssen als Zivilgesellschaft aktiv werden. Mein Blick hat sich noch mal verändert, als ich Kinder bekommen habe. Mir war klar, dass Kinder miteinander in Kontakt kommen müssen, um füreinander Verständnis zu entwickeln. Deswegen wurden meine Kinder viele Jahre lang in einer Jerusalemer Musikschule gemeinsam mit israelischen Kindern unterrichtet. Meine Tochter hatte ich zusätzlich in einer Ballettschule angemeldet. Die Lehrerin war ganz erstaunt.

ZEIT ONLINE: Warum das?

Mukarker: Sie sagte, sie habe noch nie ein palästinensisches Kind unterrichtet. Dann sagte sie, dass Ballett lebenswichtig sei. Sie schob den Ärmel ihrer Bluse hoch und zeigte mir die Nummer, die in ihre Haut tätowiert war, ihre Häftlingsnummer. Sie sagte: "Sehen Sie? Ich habe getanzt. Deswegen habe ich überlebt." Sie hatte im KZ überlebt, weil sie Ballett getanzt hatte.

ZEIT ONLINE: Die Verständigung auf persönlicher Ebene ist sicher ein guter Anfang. Was muss passieren, damit beide Seiten in Frieden leben können?

Mukarker: Ich würde gern in einem Staat leben, wo jeder gleiche Rechte und Pflichten hat, wo jeder wohnen kann, wo er möchte, bei Wahlen aber für sein eigenes Volk stimmt, nach europäischer Idee. Wie das konkret aussehen kann, muss man sehen. Klar ist: Die Palästinenser brauchen eine Perspektive. Erst dann haben die Wörter Hoffnung und Zukunft für sie wieder einen Sinn.

ENDE

Stefan Dencker
Alteburger Straße 72
50678 Köln

<https://www.zeit.de/politik/ausland/2024-09/nahostkonflikt-israel-palaestina-benjamin-netanjahu>